

Tischtennis im Westen

oder

Das Glück, einen Tischtennisball, der am Vogelsang verlorenging, auf dem Bismarckplatz wiedergefunden zu haben

Rede anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „Gründerzeit – der Stuttgarter Westen in historischen Fotografien“, Stadtarchiv Stuttgart, Mittwoch, 26. April 2017

von Heinrich Steinfest

Osterferien in Tirol. Dienstag. Ein höllischer Dienstag. Ich stehe in dreitausend Metern Höhe auf einem vom späten Winter eingeholten Berg, Skier an den Füßen, Stecken an den behandschuhten Händen, Helm auf dem Kopf, mehrere textile Schichten am Leib und dennoch viel zu leicht bekleidet. Man sieht kaum ein paar Meter weit und der heftige, kalte, von vielen tatsächlichen und noch mehr gefühlten Minusgraden bestimmte Wind bläst mir mit solcher Kraft den Schnee ins Gesicht, daß mir sehr deutlich zu Bewußtsein kommt, was diese Flocken sind: nämlich Kristalle. An meinen Bart haben sich Eiszapfen gebildet, die ganze Büschel von Barthaaren verkleben. Als ich kurz lächle – aus Verzweiflung – zieht sich ein Schmerz über meine Gesichtshaut. Ich fühle mich wie ein Reinhold Messner aus Pappe, den man zu Werbezwecken in diese touristische Landschaft gestellt hat.

Mein sehr viel winterfesterer Sohn und sein in solchen Bergen großgewordener Skilehrer verschwinden mit famosen Schwüngen im Nebel, während ich selbst noch immer erstarrt dastehe, mich scheue,

über einen Boden zu gleiten, den ich gar nicht sehe, seine Unebenheiten nicht einmal erahne. Mich vor allem aber frage: Was tue ich hier eigentlich?

Das ist ja eine alte Theorie von mir. Sich nur darum von vertrauten heimatlichen Orten wegzubewegen, die Ferne aufzusuchen, das Abenteuer zu wagen – gleich, ob dieses Abenteuer aus giftigen Schlangen, desolaten Hotelanlagen oder einfach einem Speisewagen der Deutschen Bahn besteht, wo einem charmant erklärt wird, wieso man leider nur Kaltgetränke servieren oder wieso der Salatteller leider nicht vor Hannover zubereitet werden kann –, man also dies alles auf sich nimmt, allein um das triumphale Gefühl der Rückkehr zu erleben. Wenn man seinen Urlaub überlebt hat und es rasch verdrängt, was einen diese Reise gekostet hat – an Geld gleichermaßen wie an Nerven –, und sich sodann wieder fügt in jene Routine, mit der man den vertrauten Orten begegnet. Auf eine leicht bewußtlose Art und Weise.

Denn das müssen wir ja zugeben, daß wir die vertrauten Orte selten so genau beschreiben können wie die nur einmal aufgesuchten Orte der Fremde, denen wir mit Fotoapparaten, Fremdenführern, Nachschlagewerken, auswendig gelernten Wikipediaeinträgen und höchster Aufmerksamkeit begegnen. Wie man ja überhaupt dazu neigt, in der Fremde jedes Museum, jede Kirche, jedes Haus, in dem Beethoven mal gelebt hat, jede verdammte und verfluchte Ruine aufzusuchen, sich in die Details von Scherben und Ornamenten zu vertiefen und begeistert zu sein ob all der Leistungen menschliche Kultur, zu Hause aber immer wieder feststellen muß, dummerweise schon wieder eine Ausstellung versäumt zu haben (zu Hause gehen wir zumeist dann ins Museum, wenn wir Besuch haben und der Besuch

natürlich in der gleichen Weise unterhalten werden möchte, wie wir, wenn wir bei denen zu Besuch sind).

Der Mensch ist am heimatlichen Ort immer ein wenig blind für die Dinge, denen er freilich mit einer Art sechstem Sinn begegnet. Eher riechen wir die Dinge, als daß wir sie sehen. Wir erkennen weniger die Details, als daß wir die Summe der Details auf animalische Weise wahrnehmen.

Gleich, wie man zur Stuttgarter Bahnhofskomödie stehen mag, auch mir selbst ging es so, daß ich im Laufe mehrerer Jahre fast täglich den Bahnhof frequentierte, ohne ihn wirklich gesehen – angesehen – zu haben. Erst im Zuge des Politikums – ja, im Zuge seines partiellen Verschwindens – begann ich, ihn mit konzentrierter Eindringlichkeit zu betrachten: Fassadenausschnitte, Symmetrien wie auch Brüche in den Symmetrien, Grazie und Wucht, Feines wie Grobes, Verletzungen, Materialien, Geniales wie Lächerliches.

Es brauchte somit erst das Moment höchster Erregung, um den Bahnhof quasi endlich mal im Stehen zu betrachten, und nicht im Vorbeilaufen und Hindurchlaufen, in jener von mir angesprochenen „halben Bewußtlosigkeit“.

Wie dies ja auch oft für Gegenstände gilt, die wir direkt am Körper tragen: unsere Uhren, Brillen und Schuhe. Nicht auszuschließen, daß der eine oder andere sich ein wenig schwer täte, die Farbe seiner Augen präziser zu beschreiben, als mit „blau wie blau“ oder „braun wie braun“. Oder antwortet: „Da muß ich erst mal nachschauen.“

Also, während ich da in dem sich hinterlistig im April herangeschlichenen Schneesturm stehe und mich frage, wieso ich mir

das eigentlich antue – Schifahren in meinem Alter –, denke ich sehnsüchtig an den vertrauten Stuttgarter Westen, an einen noch vor kurzem erlebten lauwarmen Frühlingstag auf dem Bismarckplatz, als ich einen längst verloren geglaubten Tischtennisball wiederfand.

Manches Erlebnis wirkt eben nicht nur stärker aus der Ferne als aus der Nähe, sondern auch stärker in der Erinnerung als im Moment des Erlebens. Dies als Sentimentalität abzutun, stimmt und stimmt nicht.

Aber der Reihe nach.

Ich gehöre nun leider zu denen, die ständig etwas verlieren oder vergessen. Und es durchaus engelshafter Führung bedarf, die Sachen wiederzufinden. Mein eigener Beitrag dazu ist simpel: Geduld.

Tischtennisbälle neigen in der gleichen Weise zu verschwinden wie schwarze Socken, nämlich mysteriös. Socken verschwinden in Waschmaschinen und Tischtennisbälle in Büschen. In Büschen wie denen auf dem Vogelsang, also nicht etwa mitten im malaysischen Dschungel oder mitten im Dickicht des Kräherwaldes, sondern in der absolut überschaubaren begrüntem Umrahmung jener steinernen Tischtennisplatte, die zwischen der Bauernmarkthalle und der Stadtbahnstation der Linien U2 und U9 liegt (warum in Stuttgart die Stadt-Bahn-Linien ein *U* spazieren fahren, wie das üblicherweise U-Bahnen tun, weiß ich nicht, aber man wird es mir sicher nach dieser kleinen Rede erklären; warum man die U2 in U4 und die U4 in die U2 umbenannt hat, weiß ich auch nicht, hat aber sicher ebenfalls einen guten Grund, zumindest den, Leute wie mich zu verwirren).

In der Regel bevorzuge ich die Tischtennisplatte auf dem Paul-Gerhardt-Platz (auch, weil dort eine Kirche steht und ich mich im Schatten von Kirchen geborgen fühle), doch wenn selbiger Tisch

besetzt ist, dann wechsele ich eben hinüber zur stets von kleinen oder größeren Müllbergen dekorierten kleinen, schattigen Grünfläche am Vogelsang. Und dort also verschwand im letzten Sommer jener Ball, der nach einer von mir grandios vorgetragenen Schlagattacke nicht etwa um Haaresbreite, sondern um Haareslänge (denken Sie dabei aber nicht an meine Haare) die Platte verfehlte und im Gebüsch landete. So intensiv ich zusammen mit meinem Spielpartner – wie auch ein paar Herren, die daneben auf der Parkbank saßen und dem Genuß von *Underberg* zuneigten – die paar Sträucher absuchte, wir fanden ihn nicht. Dabei war es nicht irgendein Ball, sondern ein von Mitsuru Kōno, dem Weltmeister im Einzel von 1977 signierter Ball, ein Ball, von dem ich überzeugt war, er besitze etwas vom Zauber dieses japanischen Spielers. Weshalb ich den Ball hin und wieder zum meinen Matches mitnahm, anstatt ihn für immer in eine Vitrine zu sperren.

Was ich nun freilich bereute.

Hoffnung ist der militärische Arm der Geduld.

Ich hoffte, der Ball würde irgendwann auftauchen. Aber alles Militärische besitzt eben auch einen Hang zur Verbitterung, weil kein Krieg je zu gewinnen ist.

Schließlich vergaß ich den Ball. Besser gesagt, ich verdrängte seinen schmerzhaften Verlust.

Monate später saß ich an einem dieser warmen Märztage – 2017, praktisch in der Mitte eines zitternden Europas – auf dem Bismarckplatz an einem der kleinen, runden Tische, die, gegen das Bismarckhaus gelehnt, den Außenbreich des *Eiscafé Fragola* bilden. Little Italy in Stuttgart. Auf dem Tisch ein Espresso – für mich der beste der Stadt, was natürlich Einbildung ist, aber Objektivität besteht nur in den Köpfen

von Mathematikern, nicht in den Köpfen von Gläubigen –, während ich in meinen Händen den Band *Gründerzeit - Der Stuttgarter Westen in historischen Fotografien* hielt. Und hatte passenderweise die Seite aufgeschlagen, auf der man eine Abbildung eben dieses Platzes und eben dieses Hauses aus dem Jahr 1909 sieht. Ich fand, daß im Großen und Ganzen das Heute dem Damals doch recht ähnlich sieht. Wäre da nicht der Eindruck ungemeiner Breite und Luftigkeit auf dem Bild von 1909. Stimmt, auf dem Foto sind zwar Menschen zu sehen, aber es fehlen jene „Wesen“, die es im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts unternahmen, gleich einer neuen Spezies unsere Städte zu bevölkern: Automobile. Das Auto ist mehr als nur eine Neuerung, es ist der das Leben und die Landschaften prägende neue Gefährte des Menschen. Eben nicht nur in einem libidinösen Kontext, sondern schlichtweg als Teil der Menschenfamilie. Als wesentlicher Teil. – Würde ein Außerirdischer, der diesen Planeten betrachtet, nicht vielleicht auf die Idee kommen, daß auf der Welt ein symbiotisches Verhältnis zweier Kreaturen herrsche, einer etwas größeren, sehr variantenreichen Spezies, und einer kleineren, sehr viel schwerer unterscheidbaren? Aber insgesamt harmonisch (der Außerirdische würden den Lärm und Dreck vielleicht nicht übersehen und überhören, aber meinen, daß das zu einer Symbiose eben dazugehöre).

Aber wie gesagt, der Bismarckplatz hat in über hundert Jahren sein *Gesicht* nicht gewechselt, hier ist nicht aus einem Bart tragenden Jüngling ein glattrasierter Greis geworden. Natürlich schon ein etwas älterer Herr (denn es ist ja nur logisch, daß nicht nur Menschen, sondern auch Städte altern und selbst Modernisierungen einen Alterungsprozeß begleiten, im Sinne plastischer Chirurgie am alternden

Objekt), aber der Platz hat sich eben nicht zu etwas anderem verwandelt. Es sind mehr die Details, die den Wechsel bestimmen. Dort, wo auf dem 1909er-Foto die Bismarck-Apotheke zu erkennen ist – die ja noch lange existierte und das Internet auf Anfrage erklärt, sie sei „dauerhaft geschlossen“ –, befindet sich heute das griechische Restaurant *Achillion*, während an der andere Ecke des Gebäudekomplexes (Vogelsangstraße/Bismarckstraße) der Laden der *Textilpflege Schneider* soeben sein zehnjähriges Bestehen auf dem Bismarckplatz bei über 40jähriger Familientradition feiert, ein Waschsalon, den man für das marineweiß strahlende Flottenkommando der Stuttgart-21-Gegner halten könnte.* Auf der gegenüberliegenden Straßenseite ist auf dem Foto von 1909 die *Restauration Lilie* zu erkennen. Zu der Zeit, als ich nach Stuttgart kam, bot unter dem gleichen Namen ein indonesisches Restaurant seine Spezialitäten an, während aktuell die Trattoria *Piloni* ihre Gäste an dieser Stelle empfängt und auf der Speisekarte mit dem Slogan „Nur das Beste für unsere Gäste“ wirbt. – Ach, könnte man einem solchen Spruch nicht auch in Finanzämtern, Bürgerbüros und in Jobcenters ansichtig werden!

Überhaupt kann man sagen, daß sich der Bismarckplatz neuerdings zu einer gastronomischen Kultstätte entwickelt hat. Und in idealer Weise einen „öffentlichen und gastronomischen Raum“ bildet, der beim ersten Anflug von Wärme und Frühlingshaftigkeit die Leute auf die Straße und ins Freie lockt (denn mir scheint kaum ein Volk so begierig, im Freien zu sitzen, wie die Stuttgarter).

Die Grünanlage vor dem Bismarckhaus, die auf dem Foto von 1910 etwas tortenartig Zurechtgestutztes und Üppiges besitzt, fällt 2017 um einiges großflächiger und wiesenhafter aus. Und natürlich ist da die

Sankt-Elisabeth-Kirche, aus der weder eine Tiefgarage noch eine Saturn-Filiale wurde, und die dank diverser Renovierungen in der gleichen Pracht – dreischiffig, massiv, wehrhaft – den Platz dominiert (während die weiter oben auf der Bismarckstraße gelegene Pauluskirche, die auf den Fotos des Gründerzeit-Bildbandes im neugotischen Stil mit seinem schlanken, eleganten Turm hochragt, im zweiten Weltkrieg so gänzlich zerstört wurde, sodaß nur Sakristei und Sitzungszimmer übrig blieben. 1961 erhielt die Gemeinde dann ihr neues, modernes Gebäude, ausgestattet mit einem 46 Meter hohen Turm, dessen Erbauern es offensichtlich wichtig war, sich von der Eleganz des früheren Turms weitestmöglich zu distanzieren. Was auf eine ziemlich grobschlächtige Weise auch gelang. Ein Wahrzeichen Gottes, als halte man diesen für einen Baudezernenten).

Immerhin. Paulus heißt noch immer Paulus.

Und die Metzgerei bleibt die Metzgerei.

Wo früher die *Metzgerei Häderle* Wurst- und Fleischwaren offerierte, ist nun an der Ecke Schwabstraße/obere Elisabethenstraße das Restaurant jenes Mannes beherbergt, der früher die *Bismarck-Stube* betrieb. Aber noch immer heißt das Lokal *Metzgerei*. Weshalb auch die an der benachbarten Autobushaltestelle drehende Werbesäule weiterhin mit *Metzgerei - Wenn ich du wäre, wäre ich gerne hier* werben kann. Eine gewisse Zeitlosigkeit vermittelt auch die auf der anderen Straßenseite liegende „Telefonzelle“ der Telekom in unmittelbarer Nachbarschaft des Toilettenhäuschens. Deren Display bietet Telefonierenden wie Zeitreisenden an, Euro *und* DM einzuwerfen.

Während ich da immer wieder zwischen den Seiten im Buch und dem Blick auf den gegenwärtigen Platz wechselte – und wie anders sollte man diesen wunderbaren Fotoband genießen, als im Vergleich der *Welt von gestern* und der *Welt von heute*? – sah ich ein Kind, einen vielleicht siebenjährigen Jungen, der da neben dem Radweg stand (Radwege in Stuttgart sind eine mysteriöse, surreale Angelegenheit, sie fangen irgendwo an und hören irgendwo auf. Die Art und Weise, wie sie miteinander zusammenhängen, eröffnet sich vor allem jenen Bürgern, die in der Alchemie bewandert sind).

Der Junge hatte ein Tischtennisschläger in der Hand, mit dem er einen Ball leicht in die Höhe schlug, abwechselnd mit der einen und der andern Seite des Belags. Und zwar ziemlich geschickt einen gleichmäßigen Rhythmus beibehaltend. – Trotz der Entfernung erkannte ich sofort den Ball, dessen eine Hälfte weiß, die andere orange war, eine Eigenkreation des japanischen Spielers aus den 70er Jahren, die offiziell jedoch erst im 2013er Jahr zum Einsatz gelangte, um es den Zusehern zu ermöglichen, die Rotation des Balles zu verfolgen.

Ich konnte nicht anders, schloß mein Buch, erhob mich, tat einige Schritte zu dem Kind hin und fragte ihn, wer unter den Gästen seine Mutter sei.

Die Mutter selbst, die gleich daneben saß und mich gehört hatte, meldete sich in scharfem Ton: „Wieso, stört Sie mein Kind?“

Die Frau befand sich nicht allein, sondern im Kreis von Freundinnen. Alle betrachteten mich streng und kritisch und mit dem Verdacht auf Sonderlichkeit.

Ich entschuldigte mich wort- und gestenreich und erklärte, was es mit diesem Ball auf sich habe.

„Wir haben ihn drüben in der Kirche gefunden“, erklärte die Mutter des Jungen. „Unter einem der Bänke. Tatsache!“

„St. Elisabeth?“

„Ja.“

Mein Gott, dachte ich mir, warum nicht? Das konnte schon geschehen, daß so ein kleiner Ball – getrieben von Wind und Wetter, angestoßen von unachtsamen Menschenbeinen, vom Fahrtwind der Autos und Straßenbahnen in die Luft befördert, gekickt von Kinderfüßen, vom einem spitzbübischen Zufall gelenkt – in den Raum einer Kirche gerät. Wunder ist das keines.

Ich öffnete die Hände zu einer devoten Geste und versicherte, den Ball nicht einfach zurückfordern zu wollen, sondern gerne einen Finderlohn zu bezahlen.

„Machen Sie sich das mit meinem Sohn aus“, bestimmte die Frau und wandte sich nun wieder ihren Freundinnen zu. Die mich noch immer betrachteten, als stamme ich von Mars oder Pluto.

Ich bot dem Jungen fünfzig Euro an (einen Moment wollte ich zwanzig Euro sagen, aber dann dachte ich mir, daß ich vielleicht für eine solche Knausrigkeit vom Schicksal bestraft werden würde; nein, lieber auf Nummer sicher gehen, fünfzig Euro sollten überzeugen).

Doch zu meinem Erstaunen zeigte der Junge auf die kleine Vitrine im Eingang des Cafés und fragte: „Kaufen Sie mir ein Eis?“

„Ein Eis?“

„Eine große Tüte.“

„Die größte, die es gibt“, versprach ich. „Und gerne auch beim nächsten Mal.“

Er gab den Ball aber erst aus der Hand, als er sein Eis hatte – doch er gab ihn.

Mit Ball und Buch ging ich hinüber in die der heiligen Elisabeth von Thüringen geweihte Pfarrkirche und zündete eine Kerze an. Das mag lächerlich oder gar blasphemisch wirken, aber mir war sehr danach. Der wiedergefundene Ball, das hatte etwas von einer Lücke, die geschlossen worden war. Ein gutes Omen. Dazu mein fester Entschluß, den Ball in Zukunft mit mehr Gefühl und Übersicht über das metallene Netz der Tische am Vogelsang und auf dem Paul-Gerhard-Platz zu befördern. Mehr Gefühl kann nie schaden.

Und all das denke ich, während ich da im allerheftigsten Tiroler Spätwinter stehe und mir die Kälte ein Loch ins Hirn bohrt. Irgendwann fahre ich doch los, hinein in einen Nebel, der mich verschluckt als sei ich ein bloßer Krümel.

* Natürlich kam gleich nach meinem Vortrag ein Besucher zu mir, um mir zu erklären, daß das U nicht für „Untergrund“ stehe, sondern für „unabhängig“ und die Unabhängigkeit von anderen städtischen Verkehrssystemen gemeint sei. Wobei ich selbst damit auch eine gewisse Unabhängigkeit von jener Logik erkenne, nach der eine Stadt von so übersichtlicher Größe wie Stuttgart eigentlich aus einer Zone und nicht aus zwei Zonen bestehen sollte; Botnang und Bad Cannstatt etwa sind doch Teil von Stuttgart, oder nicht, und keine jenseits der Stadtgrenzen liegenden Außenzonen?

Übrigens: Die Familie Ernst war so freundlich mir einige der Fotografien in hoher Auflösung zu übersenden, sodaß es mir möglich wurde, zu erkennen, was für ein Laden sich an der Stelle, wo heute die *Textilpflege Schneider* steht, im Jahre 1909 befand: ein Damenfriseur. – Welch schöner Sprung von der Pflege von Damenhaaren zur Reinigung von Wäsche, vom Friseursalon zum Waschsalon, wie ja der ganze Bismarckplatz etwas Salonartiges besitzt.